

Zur Aufhellung der Christusmythologie.

Von Arth. Böhlingk (Karlsruhe).

I.

Das Verdienst von Professor Drews, mittelst seines zündenden Buches: „Die Christusmythe“ und der daran geknüpften öffentlichen Vorträge die wissenschaftliche Erörterung der Christus-Frage, der zünftigen Theologie zum Trotz, zur rechten Stunde vor der weitesten Öffentlichkeit wieder in Fluß gebracht zu haben, kann in den Augen derer, denen es auch in Religionsdingen mit der wissenschaftlichen Wahrheit ernst ist, kaum zu hoch angeschlagen werden.

Nicht daß Drews lauter Neues brächte – die Auflösung der Evangeliengeschichte in Mythologie, insbesondere auch in bezug auf die Person Jesu, ist bereits im 18. Jahrhundert angebahnt worden. Die Franzosen Volney und Dupuis haben, als gewiegte Orientalisten, die Existenz Jesu als historische Persönlichkeit in Frage gestellt und als solche verneinen zu müssen gemeint. Auch für unseren so bibelkundigen Goethe war die Jesusgeschichte, wie sie die Evangelien geben und die Kirche sie festgehalten hat, das „Märchen“ von Christus, der ihm bis zuletzt ein problematisches Wesen geblieben ist. Indes zweifelte Goethe, ob es so bald dazu kommen werde, diesen Märchencharakter der Evangelien zur Anerkennung zu bringen. „Es bleibt wahr“, heißt es in einem Briefe von ihm an Herder (4. Sept. 88), „das Märchen von Christus ist Ursache, daß die Welt noch 10 000 Jahre stehen kann und niemand recht zu Verstande kommt, weil es ebensoviel Kraft des Wissens, des Verstandes, des Begriffs braucht, um es zu verteidigen als es zu bestreiten.“

Fast scheint es, als ob Goethes Prophezeiung wörtlich oder vielmehr zahlenmäßig in Erfüllung gehen soll. Seit dem kritisch bearbeiteten Leben Jesu von D. Fr. Strauß, in welchem die Erscheinung Jesu fast restlos in Mythologie aufging, sind 75 Jahre verstrichen. Im gleichen Jahre (1835) erschien ein Büchlein von F. Nork über „Die Mythen der alten Perser als Quellen christlicher Glaubenslehren und Ritualien“, in welchem die verblüffende Analogie, insbesondere des Mithraskultus mit dem Christuskultus, die schon den alten Kirchenvätern solches Kopfzerbrechen verursacht hat, ausgewiesen und auch bildlich vor Augen gestellt wurde. Drei Jahre später trat Gfrörer mit fünf Bändchen auf den Plan, welche auf Grund eines historischen und philologischen Wissens, das selbst einen D. Fr. Strauß in den Schatten zu stellen drohte, ziemlich zu demselben Ergebnis führten, zu welchem

Strauß selbst gekommen war. 1840 begann E. C. J. Lützelberger mit einem Buch: „Die kirchliche Tradition über den Apostel Johannes und seine Schriften in ihrer Grundlosigkeit“, eine Reihe von Publikationen in derselben Richtung, an wissenschaftlichem Können und schriftstellerischem Talent ebenfalls ersten Ranges. Auch Lützelberger kam zu dem Ergebnis – doch hören wir ihn selbst: „Ich bekenne frei, daß mir das Christentum nichts anderes ist, als eine bestimmte Glaubensgestaltung aus dem menschlichen Geiste, deren Gutes und Wahres ich ehre und anerkenne, von der ich aber nicht länger verleugnen kann, daß gerade ihre Hauptsache als unrichtig, als ein Traum sich erwiesen hat und erweist, und daher es nur eine unwürdige Selbsttäuschung sein würde, wenn ich seinen Gestaltungen einen anderen Sinn und Geist unterlegen wollte, um sie fähig zu machen, auch noch die Basis meines Glaubens zu bilden. Ich meine damit die Lehre von dem Christus. Sie ist nichts als das Erzeugnis jüdischer Theologie, teils in populärer, teils in spekulativer Weise, und hat für mich keinen geschichtlichen Grund – Jesus war weder der Christus, noch wollte er es sein, sondern ist dazu durch den Zeitglauben gemacht worden, und seine Lebensgeschichte demgemäß ausgebildet.“

Durch die Schriften von Gfrörer und Lützelberger angeregt, hat Nork 1843 ein weiteres Werk gebracht: „Biblische Mythologie des Alten und Neuen Testaments“. Nork beherrscht insbesondere die jüdische Literatur. Ihm ist im Laufe seiner fortschreitenden Forschung die Gestalt Jesu so restlos in die des rein mythologischen Christus aufgegangen, daß er in seinem vierbändigen „Ethymologisch-symbolisch-mythologischen Wörterbuch“ (1843/45) den Namen Jesus gar nicht mehr aufführt, sondern auf den überaus gehaltreichen Artikel „Messias“ verweist. Der Hegelianer Bruno Bauer wird in seiner „Kritik der Evangelien und Geschichte ihres Ursprungs“ (Berlin, 1850, 3 Bde.) die historische Existenz Jesu vollends radikal verneinen.

Man sollte meinen, daß diese Riesenarbeit genügt hätte, um die Frage zu erledigen. Indes setzte in der protestantischen Theologie eine Reaktion ein, welche im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dahin geführt hat, daß nicht nur die historische Existenz und Persönlichkeit Jesu als gegeben angesehen, sondern von seiten der „liberalen“ Theologie, nach dem Vorgange Schleiermachers, der Mensch Jesus zum Grund- und Eckstein, zum Zentralpunkte des Christentums und des entsprechenden Glaubens gemacht wurde.

Erst um die Wende des Jahrhunderts ist der Faden, wie ihn Strauß, Gfrörer,

Lützelberger, Nork, Bauer angesponnen hatten, wieder aufgegriffen worden: von den Franzosen Burnouf und Hochart, dem Engländer John R. Robertson, dem Amerikaner W. B. Smith, den deutschen Orientalisten Vollers und Jensen. Der Bremer Pastor Kalthoff versuchte, den Jesuskult aus den sozialen Zuständen zu Anfang unserer Zeitrechnung heraus zu erklären, Jesus als sozialistisches Idealbild zu fassen, indem er dessen reale Existenz in Frage stellte. Auch Pfarrer Steudel, ebenfalls in Bremen, ist in bezug auf die Existenzfrage mit Kalthoff einer Meinung.

Drews hat, wie er selbst hervorhebt, nichts weiter gewollt, als auf Grund all dieser voraufgegangenen Forschungen, die er mit seltenem Scharfsinn und großer Kombinationsgabe durch eigenes Studium vervollständigt und ergänzt hat, den heutigen Stand der wissenschaftlichen Forschung festzustellen und das Ergebnis daraus zu ziehen. Was ihn dazu antrieb, ist sein eigener religionsphilosophischer Standpunkt gewesen, wie er ihn in einem eingehenden Werke („Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes“) dargelegt hat (1905). Auch sein meisterhaftes Werk: „Plotin und der Untergang der antiken Weltanschauung“ (1907) hat ihn dem Christusproblem so nahe gebracht, daß er es sich selbst schuldig war, über dessen Historie Rechenschaft abzulegen. Es ist ihm damit nicht anders ergangen als seinem eigenen Meister Eduard v. Hartmann, welcher ebenfalls sehr eingehende Schriften über das Christentum publiziert hat, die den Theologen längst schwer genug aufliegen, auch wenn Hartmann die *historische Existenz* Jesu nicht in Frage gestellt hat, wie dies Drews tut. Wenn daher die Herren Theologen von Fach und Beruf Drews als einen unberufenen Eindringling in ihr Heiligtum *a limine* abweisen und wegen angeblicher wissenschaftlicher „Unzulänglichkeit“ kurzerhand meinen abtun zu können, so fragt es sich, wer im vorliegenden Falle der „Fachmann“ ist.

Der Darlegung von Drews, den Christus-Kult betreffend, dessen Übereinstimmung mit den analogen heidnischen Kulturen und Ableitung aus diesen, sind seine geharnischten Gegner bisher sorgfältigst aus dem Wege gegangen.

Um einer uferlosen Diskussion und der Vermengung von Wissenschaft und Glauben vorzubeugen, hat Drews bei seinen öffentlichen Vorträgen das Thema auf die geschichts-wissenschaftliche Frage: „Ist Jesus eine *historische* Persönlichkeit?“ beschränkt. Die Theologen haben die Diskussion trotzdem alsbald auf das Glaubensgebiet übergeleitet. Das war allerdings, solange Drews selbst zur Stelle war, nicht recht angängig. Um so leichter war es hinterher, in Abwesenheit von Drews, Protestversammlungen zu veranstalten, zu denen sie ihre gläubigen Scharen

einberiefen und in denen sie sich in Vorträgen ohne Entgegnung, Gesängen und Gebeten nach Herzenslust ergehen konnten. Derart haben sie es schon in Frankfurt a. M., in Dresden und schließlich am „großartigsten“ am „schwarzen“ Sonntag in Berlin selbst fertig gebracht, Drews mit seiner „Christusmythe“ abzutun, nichts anderes als wie dies, nach der Bibel, die Pharisäer mit Jesus selbst und den Aposteln zumal geübt hätten, nur daß die Steinigung und das Kreuzigen in der Leibhaftigkeit heute, auch wenn die Staatsgewalt den Kirchlichen weitmöglichst zur Verfügung steht, nicht mehr – tunlich erscheint. In Berlin ist ihnen dabei zustatten gekommen, daß der Monistenbund, auf dessen Einladung Drews herbeigekommen war, dessen Vortrag überschrieben hatte: „Hat Jesus gelebt?“ Schon in der Versammlung am Zoologischen Garten waren Jesusgläubige zur Stelle gewesen, die für ihren Glauben laut Zeugnis ablegen zu müssen meinten. Eine stattliche Matrone geriet so in Trance, daß sie einen Stuhl bestieg und, die Hände zum Himmel erhoben, laut aufschrie: „Jesus lebt!“ – so daß die Exaltierte polizeilich hinausgeleitet werden mußte. Das war für die Berliner Pastoren und Kirchenbehörden offenbar ein Wink des Himmels. Sie brauchten ihre gläubige Herde nur zusammenzubringen und ihr Glaubensbekenntnis sprechen zu lassen, und der Karlsruher Professor mitsamt der ganzen wissenschaftlichen Frage war – überwunden. Im Zirkus Busch erschien hierzu sogar der Kultusminister mit seinen Räten, und auch das Offizierskorps hatte ein überaus stattliches Kontingent gestellt. Was Wunder, daß selbst der Riesenzirkus zu klein wurde und Tausende zum Dom dirigiert werden konnten, um ihr Bekenntnis unter offenem Himmel abzulegen. „Ein’ feste Burg ist unser Gott!“ tönte es aus Tausenden von Kehlen. Das Schlachtlied, mit welchem Luther der evangelischen Freiheit, im Geiste des Paulus, die Gasse gebrochen hat, mußte dazu herhalten, diese im Keime zu ersticken. Im ganzen Umfange des Deutschen Reiches und über dieses hinaus, so weit die deutsche Zunge reicht, diente und dient heute noch die Kanzel dazu, über den Karlsruher Professor den Stab zu brechen. Da der Lehrstuhl der Philosophie an der Berner Universität neu zu besetzen war und Drews alle Aussichten hatte, auf diesen berufen zu werden, wurde auch im ganzen Berner Land alsbald die Pfaffentrommel so „herzhaft“ gerührt, daß akademische Kommission und Regierung – in Erinnerung an den Strauß-Rummel in Zürich und den Zeller-Rummel in Bern selbst, in den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts – es für ratsamer gehalten haben, es auf einen Drews-Rummel nicht ankommen zu lassen und sein Name von der Vorschlagsliste gestrichen wurde. Auch in die philosophische Fakultät durfte im Jahre des Heils 1910 kein solcher „Freigeist“ eingelassen werden. In den Tageblättern aber war alsbald unter „Akademische Nachrichten“ zu lesen, daß sich

Professor Drews in Bern gemeldet habe, allein „wissenschaftlich“ unzulänglich befunden worden sei!

Mit welcherart Waffen dabei die so „christlichen“ Herren zu Werke gehen, illustriert genugsam der im Druck erschienene Vortrag des Herrn Professor Dr. Bornemann, des Seniors der Frankfurter Pastoren (ehemals Professor in Basel), überschrieben: „Jesus als Problem und zugleich eine Kritik der ‚Christusmythe‘ des Herrn Professor Dr. A. Drews. Das Jesus-„Problem“, wie es Herr Bornemann hier erörtert, besteht aus einer endlosen Reihe von Fragen, auf die er für seine Person die Antwort schuldig bleibt. „Bewußt oder unbewußt“, lautet der bezeichnende Schlußsatz, „empfindet man die Person Jesu als ein entscheidendes Problem!“ Etwa wie wenn ein Doktorkandidat im Examen auf die Frage: ob und wie der Mensch aus dem Tierreich aufgestiegen sei, als einziges die von Sachkunde und Tiefsinn tiefende Antwort geben wollte: „Bewußt und unbewußt – ein entscheidendes Problem!“ – Das alles ist denn auch bei Bornemann nur ein Anlauf dazu, den Verfasser der „Christusmythe“ von möglichst oben herab an den Pranger zu stellen. Er hätte beim Lesen von Drews inhaltsreichem Buch schließlich die Empfindung gehabt, als hätte er „einen Zirkus für mythologische und religions-geschichtliche Kunststücke besucht“. Drews Unternehmen: das ganze Christentum, unter Ausschaltung seines Stifters, aus synkretistischen, kosmologischen Mythen zu erklären, sei gescheitert, „indem es unternommen wurde!“ – Damit – Punktum! – Als befände er sich in der Tat in einem Pferde-Zirkus, wird im übrigen Herr Professor Dr. Bornemann, der Senior der Frankfurter Pastoren, jedesmal, daß er eine Angabe oder Deutung von Drews meint bestreiten zu können, für den Beweis – *hundert Mark* anbieten! – Und immer wieder *hundert Mark*! Damit glaubt er, Drews Solidität als Forscher für immer in ein so bedenkliches Licht gesetzt zu haben, daß es mit seinem wissenschaftlichen Ansehen ein für allemal vorbei sei! Die Bornemannsche Schmähschrift aber ist von Hand zu Hand, von Stadt zu Stadt, bis nach Bern hinein gegangen, um den Verfasser der Christusmythe „unmöglich“ zu machen. So wird es gemacht. Und das heißt sich dann „Wissenschaft“ und „Christentum“.

Wessen sich Drews von den *theologischen* Fakultäten an den Hochschulen zu gewärtigen hat, davon hat er in Jena einen Vorgeschmack erhalten. Es war in der Stadt Goethes, Schillers, Fichtes, im *Volkshause*, welches der Freigeist Ernst Abbe, der zweite Begründer der Universität Jena, der freien Bildung erstellt hat. Ernst Haeckel saß in der vordersten Reihe, nicht weit von ihm aber hatten die Herren von der

theologischen Fakultät Posto gefaßt, welche unter der Führung des Professors Thümmel einen solchen Rummel zum besten gaben, daß Drews – wie wir dies bisher nur in antiultramontanen Versammlungen von schwarzen Radaubrüdern gewohnt waren – *niedergetobt* wurde! Drews hatte, als echter Wissenschaftler, zum Schluß die Wendung gebraucht, daß er sein Buch gerne drangebe, wenn nur durch dessen Widerlegung die Sache gefördert werde; ausschließlich um *diese* sei es ihm zu tun. Als bald stand in den protestantischen Blättern zu lesen, daß Drews selbst sich geschlagen bekannt und seine „Christusmythe“ preisgegeben habe!!

In der „Christlichen Welt“ erschien eine Entgegnung von keinem Geringeren als dem ehrwürdigen Altmeister Holzmann; allein, als Drews seine Replik einschickte, ward deren Aufnahme von der Redaktion – abgelehnt!

Daß der „akademische“ Rummel, wie ihn Professor Thümmel im Volkshause zu Jena inszeniert hatte, ebenso unnötig als unangebracht war, bewies wenige Tage darauf eine ähnliche Versammlung in Kiel, wo Professor Otto Baumgarten Drews entgegentrat, indes in so sachlicher und kollegialischer Weise, daß das wissenschaftliche Gespräch daraus würdevoll ohne jede Störung verlief. Das gleiche gilt von dem großen „Religionsgespräch“ zu Berlin. Alle Berichte sind darin einige gewesen, daß die ganze Haltung und Tonart von Drews die unbedingteste Hochachtung gebot und auch den Gegnern eine entsprechende Tonart auferlegte.

In der Berliner Versammlung ist Drews u. a. von Soden, Professor an der Universität, entgegengetreten. Er hat seine Rede hernach (doch wohl in erweiterter Form?) im Druck veröffentlicht unter der Aufschrift „Hat Jesus gelebt?“ Wenn die Verfechter der historischen Existenz Jesu nichts Zwingenderes vorzubringen haben als v. Soden, so ist der Boden auf dem sie stehen, verzweifelt locker. Die „außerordentlichen“ Zeugnisse, v. Soden meint profangeschichtliche, weiß v. Soden selbst nur negativ zu verwerten. Sie könnten, meint er zum Schluß, nur für die Geschichtlichkeit der Person Jesu, nimmermehr gegen sie in Anspruch genommen werden! Die Evangelien aber und auch die Briefe verraten, nach v. Soden, daß den Urchristen für ihren Glauben, Jesus sei der Messias, das Beweisende in erster Linie die Übereinstimmung des Geschichtsbildes mit den Weissagungen war. Hieran und nicht am Geschichtsvorgang selbst hatte ihr stärkstes Interesse. v. Soden hält es indes für ausgeschlossen, daß dieser Umstand genügt haben könnte, das Bild Jesu, wie es die Evangelien geben, zu erdichten. Paulus endlich habe, wenn er auch sonst von Jesus nichts weiß oder anzieht, den Gekreuzigten zur Voraussetzung. Wenn Drews

den „Mut“ habe, v. Soden vermeidet offenbar als höflicher Mann zu sagen: die „Stirn“, als ein Analogon für die Christusmythe auf die Tellsage zu verweisen, so vergesse er „wohl wieder“, daß erst Schiller eine sehr dürftige, auf einen einzigen Vorgang sich beschränkende Sage aus grauer Vorzeit zu einem wirklichen, etwa mit der Jesusgeschichte der Evangelien an konkreter Farben- und Gestaltenfülle vergleichbaren Lebensbild umgedichtet habe. Darnach scheint v. Soden weder Tschudi, noch Johannes v. Müller gelesen, von der umfangreichen Tellliteratur überhaupt keine Ahnung zu haben! Wenn v. Soden des weiteren meint, daß man ebensogut die historische Existenz des Sokrates leugnen könne, der auch nichts Schriftliches hinterlassen hat, so scheint er die Memorabilien des Xenophon so wenig gelesen oder jedenfalls gegenwärtig zu haben, wie die Schweizer Geschichtsschreiber in bezug auf den Tell. Gibt Platon ein idealisiertes, in Dichtung umgesetztes Bild des Sokrates, so ist er doch dessen Schüler gewesen. Wo ist die Geschichtsquelle in bezug auf Jesus, die auch nur den Platonischen Dialogen an Unmittelbarkeit gleichkäme?

Am meisten bringt Drews v. Soden in Harnisch dadurch, daß er die Entstehung des Christentums in Wechselbeziehung zu den ähnlichen Kulturen des heidnischen Altertums bringt; dabei kennzeichnet v. Soden selbst die Zeit der Entstehung des Christentums als die der „Religionsmischungen“. Und so wird durch seine Schrift nicht sowohl Drews wissenschaftlich widerlegt, als die Schwäche von Sodens eigenem Standpunkt an den Tag gelegt.

Wer übrigens Drews „Christusmythe“ widerlegen will, muß damit beginnen, die Autoritäten, auf die sich Drews in erster Linie stützt, die Volney, Dupuis, Strauß, Lützelberger, Gfrörer, Nork, Bruno Bauer, Vollers und wie die betreffenden Theologen und Orientalisten von Fach alle heißen, zu widerlegen. Die Gegner von Drews werden sich, soll es ein „ehrlich Spiel“ (fair play) sein, fortan auch nicht an die erste, sondern an die zweite und dritte verbesserte Auflage seines Buchs halten müssen.

Wie ist zu Stunde der Stand der Christus-Frage? Dazu in einem zweiten Artikel.

II.

Was zunächst die Frage nach der historischen Existenz des Jesus von Nazareth, des Nasiräers, betrifft, so vermögen wir Profanhistoriker nur festzustellen, daß uns ein zureichendes urkundliches Zeugnis über diese abgeht. Die bezügliche Stelle im

Josephus, dem jüdischen Geschichtsschreiber der Zeit, ist so evident ein späteres Einschießel, daß sie auch die Theologen längst aufgegeben haben. Wenn Sueton in seinem Leben des Kaisers Claudius zu berichten weiß, daß Juden, die unter der Führung eines gewissen Chrestus anhaltend Unruhe stifteten und aus der Stadt (Rom) ausgewiesen worden seien, so ist das alles eher als ein urkundliches Zeugnis für die Existenz des zu Jerusalem gekreuzigten Jesus! Um nichts besser steht es mit dem von den Theologen mit besonderem Nachdruck angerufenen Zeugnis des Tacitus.

Es handelt sich um die Stelle in den Annalen XV, 44, wo Tacitus den furchtbaren Brand Roms im Jahre 64 schildert. Um den Verdacht der Brandstiftung von Nero abzuwälzen, wären die verhaßten „Christianer“ als angebliche Anstifter des Feuers in grauenhafter Weise hingerichtet worden. Um das Wort „Christianer“ zu erläutern, fügt Tacitus (wenn der Satz von ihm ist) den Satz ein: „Der Urheber dieses Namens, Christus (*Auctor nominis eius Christus*) war unter Kaiser Tiberius durch den Landpfleger Pontius Pilatus hingerichtet worden.“ Darnach ist Christus hier als *Eigenname* zu verstehen. Nur dieser erläuternde Zusatz kommt im vorliegenden Falle in Betracht (v. Soden zieht naiverweise die Stelle aus dem Tacitus *ohne diesen Satz!*). Woher Tacitus seine Weisheit hat, wissen wir nicht. Die Urchristen selbst nannten sich Nasaräer (also weder Christen noch Jesuaner!). Wie sie noch heute unter den Arabern heißen! Für die historische Existenz des unter Pontius Pilatus in Jerusalem gekreuzigten Jesus ist die Angabe bei Tacitus nur zu brauchen, wenn man Christus und Jesus als identisch setzt. Wie wenig Tacitus selbst im vorliegenden Falle als Kronzeuge dienen kann, wie wenig er in bezug auf das Christentum, insbesondere in Jerusalem, Bescheid wußte, wie geringes Interesse er an diesen Vorgängen nahm, beweist er auch dadurch, daß er bei der eingehenden Schilderung der Juden und ihrer religiösen Geschichte, gelegentlich der Eroberung und Zerstörung Jerusalems durch die Römer, die Christen überhaupt nicht erwähnt. Ist die fragliche Zeile wirklich von Tacitus, so besagt sie nichts, als was damals (Tacitus hat seine Annalen schwerlich vor 110 unserer Zeitrechnung niedergeschrieben) in christlichen Kreisen beglaubigt war, ohne deswegen beurkundet gewesen zu sein. Diese eine, so fragwürdige Zeile in den Annalen des Tacitus aber ist in der ganzen Profanliteratur für die historische Existenz Jesu das *einzig* Zeugnis, das bislang auf uns gekommen ist.

Die älteste Urkunde vom Christentum besitzen wir in den Briefen des Paulus, insoweit diese als echt anzusprechen sind. Der Jude Paulus stammt bekanntlich aus

Tarsus in Cilicien und ist in Jerusalem zum Schriftgelehrten ausgebildet worden. Als er in das öffentliche Leben trat, bestanden bereits zahlreiche Christengemeinden, die über ganz Vorderasien und Griechenland, bis nach Italien hinein (selbst in Rom gab es bereits eine solche), verbreitet waren. Paulus begann damit, als Diener des Tempels in Jerusalem, der Pharisäer, gegen die Christen zu Felde zu ziehen. Bei dieser seiner Christenverfolgung gelangte er bis nach Damaskus. Auf dem Wege dahin kam ihm die Erleuchtung, welche seine Umkehr bewirkte und ihn selbst zu einem Christen machte. Bis dahin war Paulus im „Gesetze“ und dessen strenger, buchstäblicher Verfolgung aufgegangen. Wenn er einen Messias erwartete, so als glänzenden Machthaber, als Helden und König, wie er schon I. Mose 49, 10 den Juden prophezeit worden war. Beim Propheten Jesaias (53, 3) aber war auch von einem Messias zu lesen, der in Knechtsgestalt als der Allverachtetste und Unwerteste erscheinen werde, um als ein Unschuldiger um unserer Sünden willen geschlagen, verhöhnt und gemartert zu werden, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Im Psalm 22 hing dieser „Christus“ am Kreuz und seufzte: „Sie haben meine Hände und Füße durchgraben. Ich möchte alle meine Gebeine zählen. Sie aber schauen und sehen ihre Lust an mir. Sie teilen meine Kleider unter sich und werfen das Los um mein Gewand.“ Auch er war ein König, indes nicht im Leibe, sondern im Geiste, ein Herr über die Seelen. Wer zu ihm hielt, überwand mit dem Begehren nach irdischen Gütern den Tod, ging schon auf Erden in den Himmel ein. Sein Reich war nicht von dieser Welt. Hatte Adam durch seinen Fehltritt uns Menschen die Sünden und mit ihr den Tod aufgeladen, so hatte der unschuldig gemarterte und gekreuzigte Christus uns davon befreit und erlöst. Die Frage war nur, ob *dieser* Messias, dieser Christus schon erschienen sei oder nicht. Für Paulus, den Christen, ist er dagewesen, hat er durch seinen Tod am Kreuze alle die an ihn glauben, mit ihm leben und sterben, erlöst und ihnen damit ewige Seligkeit verbürgt. Dieser Glaube war der Glaube jener Christen, denen Paulus selbst bis in den Tode hinein nachgestellt hatte. Das Merkwürdigste, für Paulus und seinen Glauben Bezeichnende ist, daß er auf das Nachdrücklichste betont, daß er dies Evangelium von Christus dem Gekreuzigten von keinem Menschen empfangen habe; niemand hätte es ihn gelehrt. Gott selbst hätte ihm Jesus Christus als seinen Sohn offenbart und ihm aufgegeben, ihn durch das Evangelium unter den Heiden zu verkündigen. Nach der ihm gewordenen Erleuchtung verzog er sich, ohne sich mit irgend jemand darüber zu besprechen, in die arabische Wüste. Erst nach Jahr und Tag kam er nach Jerusalem, wo er sich mit Petrus und Jakobus „des Herrn Bruder“ besprach. Er ging hernach seine eigenen Wege. Erst nach Ablauf von weiteren 14 Jahren zog er wieder nach Jerusalem hinauf, um sich

mit den anderen Aposteln (auch er war fortab ein solcher) ins Benehmen zu setzen, nicht in *dogmatischen* Angelegenheiten, sondern wegen der Einziehung der *Steuer*. Da er sich verpflichtete, diese gewissenhaft einzutreiben und an die „Heiligen“ nach Jerusalem zu entrichten, blieb er unbehelligt, durfte er seine Wirksamkeit als Apostel unbehindert fortsetzen.

Paulus nennt sich zwar den Knecht Jesu Christi und predigt das Evangelium Jesu. Allein Jesus ist nur kurzweg der gekreuzigte Sohn Gottes, der für unsere Sünden in den Tod gegangen ist. Von seiner Persönlichkeit, seinem irdischen Wandel und seinen Lehren erfahren wir durch Paulus *nichts*. Diese kommen für das „Evangelium“, das er verkündet, gar nicht in Betracht. Bei Paulus heißt es nie: „Jesus tat oder sagte dies“ – sondern nur, daß er für uns gemartert oder gekreuzigt worden sei. Die einzige Stelle in seinen Briefen, in der Jesus in seiner Leibhaftigkeit, als Autorität, angezogen wird, ist, wo von der Einsetzung des Abendmahls die Rede ist. Dasselbst heißt es: „In der Nacht, da er verraten ward“ (I. Kor. II, 23 ff.). – Der Absatz ist mit dem übrigen Wortlaut des Briefes so wenig vereinbarlich, logisch und stilistisch so schlecht oder vielmehr gar nicht angegliedert, daß er unbedingt als ein Einschiebsel zu achten und auszuschalten ist. Dies um so mehr, als er sich mit den betreffenden Versen in den Evangelien fast wörtlich deckt und es sich nur um die kirchliche Formulierung der Abendmahlslehre handelt. Und so weiß auch A. Hausrath, der hervorragende, erst kürzlich verstorbene Heidelberger Kirchenhistoriker, in seiner meisterhaften Darstellung des Paulus (in seinem „Jesus“) nicht anders, als daß die psychologische Grundlage seiner Vision „nicht in dem Eindruck Jesus auf Paulus zu suchen ist, da er Jesum *gar nicht kannte*, sondern in seinem von Jugend auf ihm feststehenden Glauben an den himmlischen Menschen“. Was heißt das Anderes, als daß Paulus einen historischen Jesus nicht einmal zur Voraussetzung hat? In letzterer Hinsicht kann man anderer Meinung sein. Fest steht jedenfalls für jeden unbefangenen Historiker, daß Paulus nicht einmal für die historische Existenz eines zu Jerusalem gekreuzigten Jesus von Nazareth ein greifbares Zeugnis an die Hand gibt.

Auch die *Apostelgeschichte* läßt den Historiker in bezug auf die historische Persönlichkeit Jesu vollständig im Stich. Ginge sie auch auf diese näher ein, würde ihre Glaubwürdigkeit gleich Null sein. Um zu sehen, wie eine lebensvolle Legende entsteht, braucht man nur die so packende, „anschauliche“ Darstellung der Vision des Paulus von Damaskus (Kap. 9) zu lesen, im Gegensatz zu dem in dem bezüglichen Briefe des Paulus selbst darüber Mitgeteilten.

Was endlich die Evangelien anbelangt, die trotz ihres so ausgesprochen mythologischen Charakters im Bewußtsein ihrer Verfasser zweifellos die Existenz eines historischen Jesus zur Voraussetzung haben, so steht heute fest, daß keiner der Evangelisten auch nur bis in die Zeit der Apostel zurückreicht. Ihnen hat so überwiegend daran gelegen, ihre Erzählungen mit den Weissagungen im Alten Testament in Einklang zu bringen, daß es auf diesem Wege heute noch nicht allzu schwer halten dürfte, ein fast ebenso lückenfreies fünftes Evangelium abzufassen. Auch ein Theologe wie Ad. Hausrath, der selbst noch einmal die historische Persönlichkeit Jesu an der Hand der Evangelien zu zitieren versucht hat, muß bezüglich der Evangelien gestehen: „Wie dieses Bild sich zur Wirklichkeit verhält wird uns ewig ein Geheimnis bleiben“ (Jesus, S. 192). Nachgerade gibt es denn auch so viele verschiedenartige, sich gegenseitig aufhebende „historische Jesus“, als Jesus-Biographen. „Der historische Jesus“, summiert demgemäß K. Dunkmann, Direktor des Kgl. Predigerseminars in Wittenberg („Der historische Jesus. Der mythologische Christus und Jesus der Christ“, 1910), nachdem er die wunderliche Reihe der jüngsten Jesus-Biographen hat Revue passieren lassen, „ist ein getreues Spiegelbild des modernen religiösen Individualismus; das ist zwar noch kein Grund gegen seine Wirklichkeit, aber wohl ist es ein Grund *dagegen*, wenn man nachweisen kann, daß dieser geschichtliche Jesus erstens geschichtlich unmöglich, zweitens geschichtlich unwirksam ist, auch wenn er möglich wäre.“ Auf diesem Standpunkte steht auch Otto Pfleiderer, der zwar einen historischen Jesus für gegeben annimmt, allein jeden Versuch, dessen Persönlichkeit an der Hand der Christusmythe der Evangelien in ihrer Wirklichkeit festzustellen, *a limine* abweist und den Historizismus überhaupt, der sich an die historische Erscheinung klammert, im Interesse lebendiger Religiosität überwunden wissen will.

Um aus der Christusmythe der Evangelien einen „historischen“ Jesus zu konstruieren, hat man schließlich die darin vorkommenden „Menschlichkeiten“, als da sind: er konnte an diesem Tage keine Wunder verrichten, oder seine Brüder hielten ihn selbst für einen Geisteskranken, aufgezählt und auf diese Weise ganze neun „Grundsäulen“ für die Historizität Jesu gewonnen! Als ob nicht der Dichter gerade solche „Menschlichkeiten“ brauchte, um sein Märchen, die „Mythe“, glaubhaft zu machen! Was würde man über einen „Gelehrten“ denken, der sich beikommen ließe, auf Grund solcher „Menschlichkeiten“ die Historizität irgend eines der griechischen Götter oder auch nur eines Siegfried oder Tell nachweisen zu wollen? Was bleibt übrigens von dem so destillierten Jesus noch „historisch“

Greifbares viel übrig, wenn man, wie dies die betreffenden Theologen tun, alles Wunderbare und offenbar Mythische ausscheidet und überdies auch noch zugestehen muß, daß nachgerade fast alle Jesus in den Mund gelegten Worte, Lehren, Gleichnisse, Gebete als vorchristlich nachgewiesen worden sind?

Eben diejenigen, welche so hartnäckig darauf bedacht sind, an dem „historischen“ Jesus festzuhalten, vermögen sich denselben doch nur als Wanderprediger und Propheten und nicht als Messias im jüdischen Sinne, als Menschen und nicht als Gott zu denken. Sie sind nicht einmal drüber einig, ob er sich selbst für den Messias gehalten und ausgegeben hat, oder erst nach seinem Hingange von seinen Jüngern als solcher verkündet worden ist. Zum „Christus“, damit zum Heiland und Erlöser, ist er in der Vorstellung der Gläubigen aber doch jedenfalls nur dadurch geworden, daß er als Opferlamm unser aller Sünden auf sich genommen und getilgt hätte! Der Glaube an diese Erlösungstat des Gekreuzigten und nicht seine Persönlichkeit als solche, sein Lebenswandel und seine Lehren, ist der Grund und Eckstein, das Fundament des ursprünglichen Christentums. Hierfür ist Paulus der klassische Zeuge. Dies und nur dies Evangelium hat er mit so zündender Gewalt verkündet, daß auch die Heiden, Griechen und Römer davon ergriffen wurden und sich dazu bekannten.

Damit aber war nur in Erfüllung gegangen, was dem Begriff nach im Alten Testament längst gegeben war. Es handelt sich letzten Endes immer wieder nur um den Gegensatz zwischen dem lebendigen und dem kirchlichen Glauben oder Gesetz, zwischen dem Geist und dem Buchstaben, wie dieser durch die Propheten markiert wird. Paulus selbst war als Kirchengläubiger und Tempeldiener zunächst im Gesetz aufgegangen. Dieses buchstäblich zu befolgen, sollte die Seligkeit verbürgen. Diese aber ist erst über ihn gekommen, als er, dem Urquell wahrer Religiosität in der eigenen Brust vertrauend, über die Kirche und ihre starren Satzungen hinweg ein unmittelbares Verhältnis zur Gottheit gewann. Dies erst gab ihm die Glaubenskraft ein, die ihn über alle irdische Mühsal und menschlichen Schranken hinweghob, ein Leben in der Ewigkeit erschloß. Dieser Glaube, der in ihm den Begriff der „Gotteskindschaft“ zeitigte und damit zugleich alle Menschen zu Brüdern und Schwestern machte, und nicht die „guten Werke“ nach Vorschrift des Kirchenregimentes mit seiner Priesterschaft, ward ihm zur Losung. Damit wurden in seiner Vorstellung die kirchlichen Gesetze nicht aufgehoben, sondern nur ihrem Kerne nach erfüllt. Die Predigt des Paulus enthält derart bereits das ganze Neue Testament. Er ist es, der die Brücke aus dem Alten in das Neue hinüber

schlägt. Er selbst ist diese Brücke und somit tatsächlich der Begründer des Neuen Testaments. Dieser mußte zwar dem Judentum angehören, allein zugleich über dieses hinauswachsend, dessen Glaubensschränken durchbrechen. Erst dadurch, daß Paulus das Evangelium hinaustrug zu den Heiden, den Griechen und Römern, ist aus dem *Juden*christentum das griechisch-römische, das *europäische* Christentum geworden. Das hätten die Jünger des Jesus von Nazareth, Petrus und Genossen, nie vermocht. Paulus rühmt sich mit Recht, für das Evangelium Jesu Christi mehr getan zu haben als sie allesamt.

Solches aber hat Paulus nur vermocht, weil er innerste Fühlung mit dem Griechentum in sich trug. Er war nicht nur aus Tarsus, sondern auch römischer Bürger. Das Christentum, wie er es konzipiert hatte und predigte, entsprang der Vermählung des jüdischen Geistes mit dem griechischen. Man vergesse doch nicht, daß Alexander der Große auch die Juden unterworfen hatte, daß die griechische Kultur auch der römischen zugrunde lag. Wie die Evangelien, so sind auch schon die paulinischen Briefe in griechischer Sprache abgefaßt. Der Anteil der griechischen Ethik und Religionsphilosophie an der Entstehung und der Verbreitung des Christentums ist ein so maßgebender, daß es nicht an Gelehrten fehlt, welche es geradewegs aus dem Griechentum haben ableiten wollen. Das ist fraglos ein Irrweg. Indes – wie tief auch das Christentum im Judentum wurzelt – das Judentum selbst ist, trotz der Schroffheit und dem Hochmut, der Exklusivität seines religiösen Gedankenkreises, nichts weniger als autochthon, auf sich allein gestellt zu denken. Erst in ägyptischer und dann in babylonischer Gefangenschaft, den Persern, den Griechen, den Römern untertänig, hat das Volk Israel seit undenklicher Zeit einen großen Teil seiner religiösen Mythen und Riten von diesen seinen Nachbarn und Gebietern übernommen. Auch wenn das „auserwählte Volk“ Gottes in seinem „gelobten Lande“ hinter den mächtigen Mauern seines Jerusalem hauste, liegt Palästina nicht mitten inne zwischen den um die Vorherrschaft in Vorderasien miteinander ringenden Völkern und Reichen?

In dem Maße, als unsere Kenntnisse der altorientalischen Völker und Kulturen zunehmen, wird immer klarer, wie sie, sich gegenseitig befehdend und befruchtend, ineinander hängen, wie sich das Judenvolk ihnen in bezug auf seine „Religion“ an- und eingliedert. Die vergleichende Religionswissenschaft hat nachgerade die jüdisch-christliche Mauer, hinter der wir Abendländischen, denen die Bibel das Buch der Bücher geworden ist, seit über anderthalb Jahrtausenden uns verschanzt haben, so weit einzureißen begonnen, daß wir bis nach Indien hinein

Umschau halten und wahrzunehmen beginnen, wieviel das Christentum insbesondere auch vom Buddhismus empfangen und in sich aufgenommen hat, wieviel von Indien her mit angebahnt worden ist. Wenn es bei den Griechen und Römern Eingang fand und sich hier im Laufe der Zeiten zu einer festgefügtten Kirchengemeinschaft ausbildete, so ist dies vor allem dadurch bedingt worden, daß es sich den ältesten Kulturen anpaßte und diese, soweit sie lebensfähig waren, absorbierte, wie dies Rom, das schon die heidnischen Götter der von ihm unterworfenen Völker zu einem Pantheon vereinigt hatte, in so meisterhafter Weise verstanden hat. Es blieb es selbst und wurde zugleich zu einem zweiten Jerusalem; aus dem heidnischen *Pontifex maximus* wurde der christliche Papst.

Das Christentum aber hat, indem es in Rom eindrang, nicht nur mit den alten griechisch-römischen Göttern den Machtkampf zu bestehen gehabt, mit ihm zugleich drangen andere orientalische und ägyptische Kulte und Riten ein. Den schwersten Stand hat es dem altpersischen *Mithraskult* gegenüber gehabt. Bis tief ins dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinein ist es zweifelhaft geblieben, ob das Reich dem Mithras oder dem Christus gehören werde. Die christliche Kirche hat offenbar nur dadurch obgesiegt, daß sie ihren Kultus dem Mithraskult so weit entlehnte, daß er sich im wesentlichen mit ihm deckte, so wohlverwandt waren sie sich im Grunde. Dies hat schon *Nork* (1835) Punkt für Punkt nachgewiesen. Die Geburt in der Höhle oder im Stalle, der Stern, dem die Hirten nachgehen, die Huldigung der drei Weisen aus dem Morgenlande, der sich für die Menschen als Mittler aufopfernde Sohn Gottes, die Taufe, die Einsetzung des Abendmahles, die Grablegung, die Niederfahrt zur Hölle, die Auferstehung, das Richteramt im Himmel – alles ist im Mithraskult bereits gegeben gewesen. Auch die Sakramente sind ihm entlehnt. Verrichteten die Mithrasgläubigen ihre Andacht in unterirdischen Räumen, so die Christen in Katakomben.

Diese Zusammenhänge hat neuerdings *Otto Pfeleiderer* in seiner meisterhaften Geschichte des Urchristentums und insbesondere im Vortrag über „Das Christusbild des urchristlichen Glaubens“ wieder aufgegriffen und für die Genesis des Christentums mit verwertet. Durch ihn angeregt hat dann der Divisionsprediger *Martin Brückner* in einem Heft der religionsgeschichtlichen Volksbücher (Mohr, Tübingen) den so bedeutsamen Tatbestand unter der Überschrift „Der sterbende und auferstehende Gottheiland in den orientalischen Religionen und ihr Verhältnis zum Christentum“, auf das Übersichtlichste, für jeden Laien verständlich, zusammengestellt, auffallenderweise ohne von den

Schriften Norks Kenntnis zu nehmen. Pfeleiderer und Brückner halten indes nicht nur an der Historizität Jesu fest, sondern erachten seine Persönlichkeit für ausschlaggebend. Nicht so der Engländer John Robertson. Diesem ist die Gestalt Jesu eine reine Erdichtung, nicht anders als die des Adonis, des Osiris, des Attis, des Dionysos oder Mithras, die für den Jesuskult mehr oder minder vorbildlich gewesen wären. Ihnen allen liegt der Natur- und insbesondere der Sonnenkultus zugrunde. Die Erzählung in den Evangelien lasse durch ihre dramatische Gestaltung deutlich genug erkennen, wie auch sie eine dramatische Aufführung zur Grundlage habe.

Drews hat mit seiner „Christusmythe“ unsere Theologen so in Harnisch, um nicht zu sagen aus der Fassung, gebracht, weil er gleich Robertson dafür hält, daß die Entstehung des Christentums mitsamt seinem Jesuskult erklärbar ist, ohne daß man einen „historischen“ Jesus als gegeben anzunehmen brauchte. Während Otto Pfeleiderer und Martin Brückner die *Persönlichkeit* Jesu nach wie vor als Alpha und Omega des Christentums festgehalten wissen wollen, will Drews nur die demselben innewohnende *Idee* zur Geltung bringen, sieht er in dem Christentum nur eine Phase in der Entwicklung der Religion als Selbstbewusstsein Gottes, wie sich diese im Menschtum und durch dieses als Gottmenschtum offenbart. Die Knüpfung der Religion an die Vergöttlichung einer historischen Persönlichkeit Jesu dünkt ihn in jeder Hinsicht ein – Abweg.

Daß „die religionsgeschichtlich orientierte Theologie“ an einem „sehr ernsten Wendepunkt“ steht, erkennt und betont auch *Dunkmann*. Wer wollte ihm darin widersprechen? Wie in aller Welt wollen diejenigen, welche das Christentum in seinem Ursprung und damit zugleich in seiner Wesensart ergründen möchten, es bei der Persönlichkeit Jesu, selbst wenn sich diese greifen ließe, bewenden lassen? Oder sich auch nur länger hinter der jüdisch-christlichen Mauer verschanzt halten? Das Christentum wie jede andere historische Erscheinung anders begreifen, als im Zusammenhange des historisch Gegebenen, der Menschheitsgeschichte als solcher?

Dadurch braucht es nicht entwurzelt zu werden. Im Gegenteil: erst in diesem historischen Zusammenhange erkennt man es in seiner ganzen Tragweite und Berechtigung. Diese ist vor allem darin gegeben, daß es zugleich einer Vergeistigung und Vermenschlichung der Religions-Vorstellung und -Betätigung gleichkam. Innerhalb des Judentums bedeutete es: die Befreiung vom Buchstaben des geschriebenen Gesetzes und der entsprechenden Priesterherrschaft; dem

Heidentum gegenüber eine geistigere Erfassung und unmittelbarere Beziehung zur Gottheit. Ob und wie Jesus von Nazareth dazu den Anstoß gegeben hat, ist, wie die Quellen beschaffen sind, nicht zu ergründen. Darauf kommt es auch nicht an. Es ist das keine religiöse, sondern nur eine historische, rein wissenschaftliche Frage. Bedarf die römische Papstkirche eines historischen Jesus, um die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß sie ihre Organisation und Herrschaftsanmaßung direkt von ihm erhalten habe, so ist das nicht nur eine Fälschung der Historie, die an Dreistigkeit ihres gleichen sucht, sondern das genaue Gegenteil des ursprünglichen Christentums, wie es Paulus verkündet hat. Wähnt die protestantische Theologie ihrerseits, das ursprüngliche Christentum an der Quelle zu fassen, indem sie darauf aus ist, auf Grund des mythischen Jesus den „historischen“ zu konstruieren und diesen zum Grund- und Eckstein ihres Religionsgebäudes zu machen, so ist auch dies alles eher, als das Christentum des Paulus. Das Christentum des Paulus aber ist das ursprünglichste, von dem wir wissen. Ob es einen Jesus von Nazareth wirklich gegeben hat oder nicht – wir *haben* ihn jedenfalls nicht! Wogegen Paulus *da* ist. Vermögen wir auch nicht, seine Theologie zu akzeptieren, wonach Christus der Gekreuzigte *unsere* Sünden auf sich geladen und *uns* von denselben erlöst hätte, ohne die allerelementarste Ethik daranzugeben, so ist doch der Gottesglaube, der ihn erfüllt, von so urwüchsiger, zündender Gewalt, daß er, wie er einst einen *Augustin* beseelt und einen *Luther* erweckt und befreit hat, auch heute noch von dem Buchstabenglauben, dem toten, und dem Priesterjoche, der Kirchenknechtschaft von Grund aus zu erlösen vermag. Wie rein geistig Paulus den „Christus“ faßte, bezeugt er vor allem dadurch, daß – wie ihm die Menschenbrust ein „Tempel Gottes“ ist – er Christus in jedem Einzelnen weilen läßt, der Gott als Vater begreift und so ein *unmittelbares* Verhältnis zu ihm gewinnt. Wenn einer, so ist Paulus auf sich *selbst* gestellt und somit ein „Protestant“, im Sinne unbedingter Geistes- und Gewissensfreiheit, ein siegreicher Verkünder der Gotteskindschaft im Sinne unbedingter Selbstbestimmung und somit religiöser *Freiheit*. *Sein* Christentum ist im Grunde nichts anderes, als was wir *Gottmenschentum* heißen. Mit diesem sind auch die Evangelien, wenn man sie faßt, wie ihre Verfasser sie gemeint haben, im Einklang. In *diesem* Sinne ist Goethes Wort zu verstehen, wonach wir in religiös-ethischer Beziehung nicht über sie hinaus könnten.

Diesem Christentum strebt auch Drews zu. Heißt es doch am Schlusse seines so maßlos angefeindeten Buches: *)

„Das Leben der Welt als Gottes Leben; die kampferfüllte und leidvolle

Entwicklung der Menschheit als göttliche Kampfes- und Passionsgeschichte; der Weltprozeß als der Prozeß eines Gottes, der in jedem einzelnen Geschöpfe ringt, leidet, siegt und stirbt, um im religiösen Bewußtsein des Menschen die Schranken der Endlichkeit zu überwinden und seinen dereinstigen Triumph über das gesamte Weltleid vorweg zu nehmen: das ist die Wahrheit der christlichen Erlösungslehre.“

Christus ist ursprünglich, im Alten Testament, das Gegenstück zu Adam, wie dieser eine Versinnbildlichung des Menschen, seiner Wesensart und seines Geschickes. Wie wir Nachgeborenen durch Adams „Fall“ in Sünde und Tod hineingeraten seien, so sollen wir durch Christi Unschuld und Leiden von beiden wieder befreit, erlöst werden. Und dies zwar, weil wir auch *dessen* fähig sind. Ob Jesus von Nazareth gelebt und zu Jerusalem gekreuzigt worden ist oder nicht, wie dessen Persönlichkeit auch beschaffen gewesen sein mag, – dadurch, daß er zum „Christus“ gestempelt wurde, ist er zum *Ideal*-Menschen gemacht worden. Nur als solches „Ideal“ hat er seine religiöse Bedeutung erlangt. Ihn in seine „Historizität“ wieder zurück übersetzen zu wollen, aus Christus Jesus zu machen, heißt ihn als solches Ideal vernichten. An diesem festhalten und zugleich den leibhaftigen Menschen ausgraben zu wollen, ist ein Unding. Eine „Wissenschaft“, die sich eine solche Aufgabe setzt, ist nur noch *Mythologie*. Faßt man hingegen Christus, wie Adam, in Gemäßheit des Alten Testaments, nur nicht so naiv, als eine Versinnbildlichung der Menschheit als solcher, in ihrer Doppelnatur, als Gottmenschentum, so ist *dies* Christentum die *Menschheit selbst* in der *Idee* und damit das ihr innewohnende – *Ideal*, dem zuzustreben sie nicht ablassen kann ohne sich selbst aufzugeben.

*) Drews „Christusmythe“ hat bereits eine ganze Literatur zu zeitigen begonnen. Nach Bornemann und v. Soden ist nun auch der Wiener Theologe Prof. Beth auf den Plan getreten. Obgleich er die von Drews angezogenen religionsgeschichtlichen Analogien und Zusammenhänge im wesentlichen nur zu bestätigen vermag, schlägt auch er ihm gegenüber einen Ton an, den man nur als *Unverschämtheit* bezeichnen kann.